

[ABITUR 1963]

VON GERHARD DEYKE

Meine Schule – das GOA

Ein Streifzug durch ein Schüler- und Lehrerleben

An einem sonnigen Apriltag im Jahr 1954 standen auf der Mauer – die heute das GOA-Emblem trägt – der Schulleiter der Wissenschaftlichen Oberschule für Jungen und Mädchen in Poppenbüttel, Herr Dr. Kiendl, und zu seiner Rechten bzw. Linken die Klassenlehrer der beiden neuen fünften Klassen. Die einzuschulenden Mädchen und Jungen warten still und gespannt eine „Etag“ tiefer unterhalb der Mauer, auf dem Platz, den wir heute den „schwarzen Hof“ nennen. Eines dieser Kinder war der Schüler Gerhard Deyke, der sich nach bestandener Aufnahmeprüfung auf seine Zukunft an dieser Schule freute. Wir wurden sehr freundlich willkommen geheißen. Aber es wurde uns auch gesagt, dass ab jetzt die Erledigung schulischer Aufgaben den Vorrang hätte vor dem kindlichen Spiel. Darauf konnte ich mich einlassen, ich freute mich sogar darauf. Die

freundliche Atmosphäre gefiel mir. Hier würde ich vermutlich gerne zur Schule gehen nach Grundschuljahren, die ich in keiner guten Erinnerung hatte, schon weil wir dort für kleine Verfehlungen oder auch aus meiner Sicht grundlos geohrfeigt wurden. Das Schulgebäude war ein Neubau am Alsterredder, umgeben von Getreidefeldern und wenigen Einfamilienhäusern, und bestand damals lediglich aus dem vorderen Drittel unseres heutigen Hauptgebäudes und einem anschließenden einzigen Trakt mit Klassenräumen gen Osten. Es handelte sich um den Neubau der Schule, der die alten Baracken am hohen Ufer der Alster (oberhalb der Poppenbüttler Schleuse) ersetzen sollte. Der Schulalltag nahm seinen Lauf. Unsere Lehrerinnen und Lehrer (damals deutlich in der Mehrzahl) waren Persönlichkeiten, die uns im Unterricht Interessantes zu vermitteln wussten. In Klasse fünf war die



Zahl der Fächer noch beschränkt auf die sog. Hauptfächer und die Nebenfächer, zu denen Musik, Kunst und Sport gehörten. Letztere sollten auch die strengere Sachlichkeit der Hauptfächer etwas auflockern. Sportunterricht etwa fand im Sommer dort statt, wo heute unser „schwarzer Hof“ ist. Wo jetzt Schülerinnen und Schüler ihre Fahrräder parken, gab es damals eine große Sandgrube. Dort wurde hoch und weit gesprungen. Auch Kugeln wurde dort gestoßen. In Winter fand der Sport an Geräten in einem unserer Kellerräume statt. Natürlich ging man sechs Tage die Woche zur Schule, also auch samstags bis in den frühen Nachmittag. Es gab auch gefährliche Ereignisse. An einem Sonntagvormittag im Oktober nahm der Weststurm Anlauf über die Getreidefelder, hob das hölzerne Dach des Hauptgebäudes ab und warf es auf dem anschließenden Trakt ab. Es gab einen ziemlichen

Sachschaden, aber Gott sei Dank blieben Personen verschont. Als wir älter wurden und Klasse 7 erreichten, „durften“ wir unseren Klassenraum in dem alten Schulteil über der Alster erhalten, der aus Mangel an Unterrichtsräumen weiter genutzt wurde. Der Schulleiter und das Lehrerkollegium hatten bereits kleine Räumlichkeiten im Neubau am Alsterredder bezogen. Über der Alster gab es ebenfalls eine kleine Lehrerbaracke, aber dort hielten sich nur diejenigen Lehrerinnen und Lehrer auf, welche dort gerade aktuell Klassen zu unterrichten hatten. Diese Lehrerinnen und Lehrer „pendelten“ in den Pausen zwischen den beiden Schulteilen. Sie kamen vom Neubau zu Fuß durch die sog. Löwenschlucht unterhalb der Schulbaracken oder auf Fahrrad oder Motorrad über den Mangoldstieg. (Ein Lehrer mit Auto war damals mehr die Ausnahme.) Als Schüler stand man im alten Schul-

teil also etwas weniger in der scharfen Lehrerbeobachtung. Uns gefiel das natürlich; aber man musste doch schon ein gewisses Alter erreicht haben, um seinen Klassenraum über der Alster zu haben.

Als Schüler konnte man die großen Pausen im Sommer unter blühenden Ginsterbüschen und spielenden Eidechsen auch auf den sonnigen Hängen der Löwenschlucht verbringen. Das war eigentlich nicht erlaubt, denn zwischen den Baracken gab es einen kleinen Schulhof, der unser Pausenort sein sollte. Die Hänge der Löwenschlucht hatten aber den Vorteil, dass man das etwas scheppernde Klingeln der Schulglocke auf dem Dach der Lehrerbaracke zum Ende der Pause überhören und man sich eine persönliche Pausenverlängerung nehmen konnte. Leider hatte dies dann das Nachspiel einer weniger freundlichen Lehrerermahnung.

Unsere fußläufigen Lehrer, welche aus dem Neubau am Alsterredder kamen, holten wir manchmal auf ihrem Weg durch die Schlucht zu uns ab. Da gab es beispielsweise unseren Lateinlehrer, Herrn Dr. z. Felde, einen älteren Herren, der mir unglaublich imponierte und den ich verehrte. Er sprach so etwa 24 verschiedene Fremdsprachen, wie wir einmal nachzählten. Zu ihnen gehörten nicht nur europäische Sprachen, sondern auch Exoten wie Altpersisch. An der Uni Hamburg lehrte er Ungarisch und Finnisch. Wenn wir Pennäler hübsch brav gewesen waren, durften wir uns am letzten Tag vor den Ferien das

Vorlesen einer Geschichte aus einem von drei verschiedenen Büchern wünschen, die uns unser Lehrer kurz vorstellte. War dann die Entscheidung gefallen, las er uns ruhig und auffallend gut betont aus einem seiner mitgebrachten Bücher vor. Dabei bekamen wir gar nicht mit, dass er uns nicht vorlas, sondern tatsächlich aus fremdsprachigen Werken spontan übersetzte.

Diesen Herrn holten wir häufiger auf seinem Weg zu uns Schülern ab. Dabei ging es jedes Mal höchst interessant zu. Es war ja nicht immer trockenes Sommerwetter. Oft hatten sich am Wiesenhang zur Schlucht größere oder kleinere Regenpfützen gebildet. Diese gaben dann Anlass zu gründlichen geographischen Unterweisungen. Zunächst wurden wir Schüler z. B. befragt nach dem Namen des in Tibet gelegenen Sees, der gleiche Umrisse hatte wie die aktuelle Wasserlache. Leider wussten wir die Antwort nicht; sie wurde uns aber gegeben. Damit ging der Dialog aber erst richtig los; denn nun stellte Herr Dr. z. Felde fest, dass auf allen verfügbaren geographischen Karten die gezeichneten Uferlinien erhebliche Fehler aufwiesen. Der tatsächliche Uferverlauf war tatsächlich so und so und nicht wie leider dargestellt. Und über solchen Diskussionen erreichten wir dann den Klassenraum. Dann aber gab es Latein.

Es pendelten in diesen hier angesprochenen Zeiten aber nicht nur Lehrerinnen und Lehrer zwischen den beiden Schulstandorten hin und her. Gleiches traf auch auf uns Schüler



[Erinnerung von Dr. Manuel Ruoff]

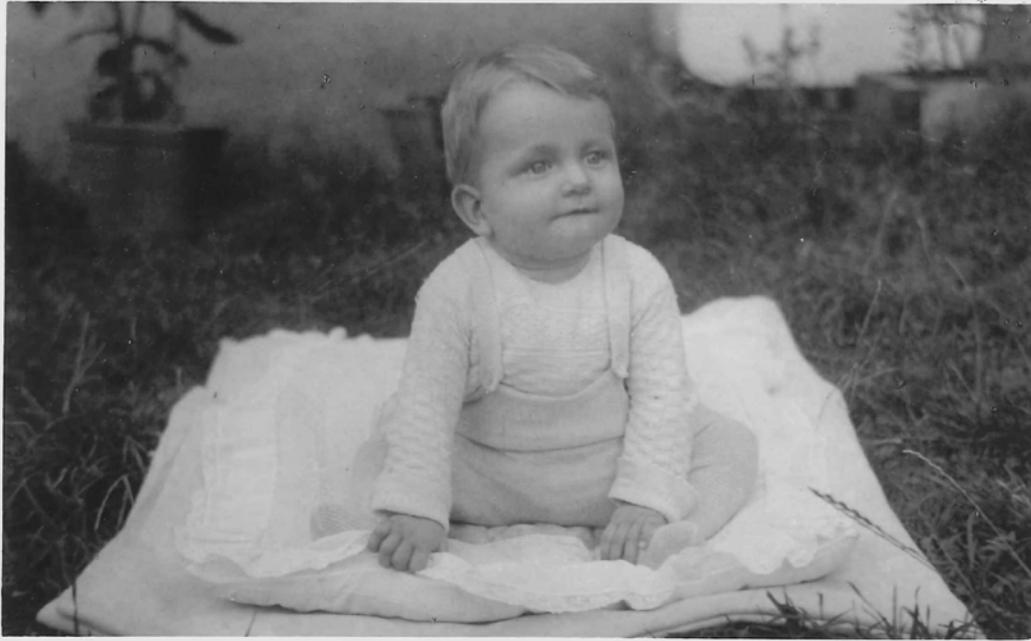
„Ich hatte Herrn Deyke drei Jahre in Informatik. Er war immer sehr gut gekleidet, im Anzug mit Krawatte oder Fliege. Immer sehr höflich. Immer sehr korrekt. Er hat immer versucht, Gerechtigkeit über Zahlen herzustellen: Nach jeder Stunde gab es eine „Qualitätsbeschreibung“ (Deyke) der Mitarbeit mit drei verschiedene Zeichen, die in „Einheiten“ umgerechnet wurden. So wurde von ihm versucht, eine „gerechte“ mündliche Note herzustellen.

Sein mathematisches Gerechtigkeitsempfinden zeigte sich auch, als in den 1980er-Jahren das Problem auftrat, dass es in Informatik mehr Bewerber als Plätze gab: Herr Deyke nahm als Auswahlkriterium selbstverständlich die Noten als „objektivste Stütze“ und zog nun unterschiedliche Noten mit unterschiedlicher mathematischer Gewichtung zu einem Score zusammen. Dabei floss sogar die Deutschnote ein, denn – so Deyke – man müsste in Informatik ja auch Texte darüber verfassen, was man sich gedacht habe, wie man vorgegangen sei und zu welchem Ergebnis man gekommen sei.

Über die Jahrzehnte hat er sich überhaupt nicht verändert: Weder im Äußeren noch in seinem Umgang mit den Schülern, immer sehr verbindlich und zugewandt.“

zu. Denn die sog. Fachräume waren teils an dem einen Ort, teils an dem anderen. Die Verbindungswege waren nicht sehr übersichtlich. Wie bereits berichtet, gab es da die Schlucht und auch große Getreidefelder. So konnte es passieren, dass der Neubau auf dem Weg hinter wogendem Getreide gar nicht mehr zu sehen war.. Dieser Sachverhalt konnte dann gewisse Meinungsverschiedenheiten zwischen Lehrern und Schülern auslösen. Diese fanden ihre Besiegelung dann in Klassenbucheintragungen

unserer Lehrer. Durch Unterschrift von Frau Dr. Hurst bestätigt – sie war eine anerkannt gute Englisch- und Geschichtslehrerin unserer Bildungseinrichtung – konnte man nachlesen: „Schüler kommt zu spät zum Unterricht. Er behauptet, sich auf dem Weg zur Schule verlaufen zu haben.“ Es gab überhaupt sehr aufschlussreiche Dokumentationen in den Klassenbüchern dieser Zeit. Da kann man auch nachlesen: „Schülerinnen und Schüler sitzen zu Paaren geordnet während der Pause im Klassenraum.“ Also schon



[Der Autor in der einzigen Zeit außerhalb des GOA]

damals durfte man sich als Pennäler nicht während der Pause im Klassenzimmer aufhalten.

Mit der Zeit schritten wir auf dem Weg der Reife voran. Leider durfte man als Klasse nicht länger als ein bis zwei Jahre seines Schülerdaseins in den Baracken verleben. Wahrscheinlich bestand die Meinung unserer Lehrer, dass die Atmosphäre in den Barackenklassen am malerischen Alsterufer unserem Reifungsprozess abträglich sei. Wir kehrten also in den Neubau zurück. Das Hauptgebäude der Schule wurde verlängert, weitere Trakte im Laufe der Zeit errichtet. Wir Schüler lernten in Haupt- und Nebenfächern immer mehr dazu, gingen auf Klassenreise und machten auch Exkursionen. Und eines Tages sahen wir uns am Ende

von Klasse 10. Nun galt es, sich für den sprachlichen oder den mathematisch-naturwissenschaftlichen „Zweig“ der Oberstufe zu entscheiden. Man konnte also wählen, ob man sich künftig intensiver mit den Fremdsprachen oder mit der Mathematik und den Naturwissenschaften befassen wollte, ohne jedoch den anderen Part dabei abzuschreiben: Je nach gewähltem „Zweig“ schloss man dann zwei bis drei unterschiedliche Fächer am Ende der zwölften Klasse in einem sog. Vorabitur ab. Für das dreizehnte Schuljahr blieb dann die sehr intensive Arbeit in einem eingeschränkten Fächerkanon bis zur „Reifeprüfung“. Dem damaligen Sprachgebrauch folgend war das dreizehnte Schuljahr die „Oberprima“.

Eine tollkühne Übernahme aus dem Film „Feuerzangenbowle“

Von einer Episode soll nun erzählt werden, welche sich am Ende von Klasse 10 zutrug. Ich verstehe sie selber bis auf den heutigen Tag noch nicht. So kühn und dreist war ich eigentlich nicht. Wir Schülerinnen und Schüler waren nun schon sechs Jahre zusammen in dieser Klasse. In Klasse 5 waren wir deutlich über dreißig Eleven gewesen. Jetzt waren wir noch gut in den Zwanzigern. Wir hatten viele gemeinsame Erlebnisse gehabt. Viele unserer Lehrerinnen und Lehrer kannten wir seit Jahren, auch Herrn Becker. Er war in der Mittelstufe nicht mehr unser Klassenlehrer, aber doch immer noch unser Mathe- und etwas später auch unser Physiklehrer. Alle Klassenarbeiten waren für das Jahr geschrieben, die Zeugnisnoten waren auch schon ziemlich klar. In Einzelheiten wurden sie damals jedoch nicht mit uns besprochen. Wir hatten das Gefühl, die Mittelstufe lag hinter uns, nun kamen die Jahre der gymnasialen Oberstufe, etwas Neues, was uns auch mit Stolz und Neugier erfüllte. Wir waren jedenfalls keine Schulanfänger mehr.

Unsere Lehrer begrüßten wir in der damaligen Zeit, indem wir uns von unseren Stühlen erhoben, einen Moment zur Ruhe kamen, uns grüßten und dann aufgefordert wurden, uns zu setzen. So kannten wir das auch von Herrn Becker. Es konnte vor-

kommen, dass wir da schon einen Moment stehen blieben, unser Lehrer ein paar Schritte in unsere Reihen hinein tat, der eine oder andere von uns Schülern wurde dabei auch persönlich freundlich angeschaut, vielleicht auch kurz angesprochen, bevor wir uns setzen durften.

Eine Mathematikstunde bei Herrn Becker im Klassenraum stand bevor. Was mich da ritt, weiß ich nicht. Vielleicht hatte ich auch zu viel „Die Feuerzangenbowle“ gesehen. Herr Becker trug – wie das so üblich war – als Physiker im Unterricht einen weißen Mantel. Den trug er dann auch in den Mathestunden. Einen weißen Mantel (oder Kittel) hatte ich auch; denn in den Chemiestunden trugen wir beim Experimentieren auch weiße Kittel. Den zog ich mir an. Meinen Mitschülerinnen und -schülern erklärte ich, dass ich heute die Begrüßung machen würde. Alle machten mit. Einer von uns stand an der Tür und sollte Zeichen geben, wenn Herr Becker kommen würde. Bei dem Signal „Er kommt!“ begann ich meine Runde in die Tischreihen hinein, rede einzelne Kameradinnen und Kameraden auch an, so wie es Herr Becker eben auch tat.

Das Geschehen nahm seinen Lauf. Herr Becker stand in der Tür. Zu spät! Eigentlich hatte ich dann zuvor auf meinen Platz eilen wollen. Die Ansprache: „Gerhard, mach bitte weiter!“ verhinderte dies. Und ich machte weiter. Mein Mathematiklehrer setzte sich auf einen freien Platz in der letz-

ten Reihe. Er ließ sich als ein neuer Schüler begrüßen, der die Schule gewechselt hätte, weil ihn seine Lehrer dort nicht gemocht hätten. Aber die Begrüßungsszene hatte irgendwann ein Ende. Die eintretende Stille zwang mich, nun den Unterricht zu beginnen. Es war die ausführliche Besprechung der Hausaufgaben dran. Es ging los. Meine Mitschülerinnen und -schüler machten mit. Sie erhielten von mir Lob oder auch Tadel für ihre Beiträge, wie es so zu sein hatte.

Eine Unterrichtsstunde ist sehr lang! Ich musste weitermachen, also Anschlussprobleme aufgreifen und mit meinen Gleichaltrigen bearbeiten. Der „Neue“, Herr Becker, machte jedoch auch mit. Er gab Antworten und wurde von mir als Schüler behandelt. Der „Neue“ erwies sich aber auch als ausgesprochen unangenehm. Er hatte weitergehende Fragen und wollte Antworten. Ich „als Lehrer“ musste sie ja nicht alle selber beantworten. Meine Kameraden durften gerne am Fachgespräch teilnehmen. Der „Neue“ war jedoch nicht so leicht abzuspeisen; er bohrte weiter nach. Jetzt war List angesagt. Loben und dann die Frage zurückgeben. „Das ist eine sehr gute Frage. Die ist aber gar nicht so rasch zu beantworten. Sie können ja mal selber zu Hause weiter darüber nachdenken. Und wenn Sie auf eine Lösung kommen, dürfen Sie in der nächsten Mathestunde gerne darüber berichten. Ich freue mich schon auf Ihren Beitrag.“ Eine Hausaufgabe zur folgenden Mathestunde musste ich auch noch stellen. Dann war die

Stunde endlich vorbei. Mein Mathelehrer kam mit einem lächelnden Gesicht auf mich zu und sagte zu mir: „Das war prima. Nun muss ich aber noch ins Klassenbuch eintragen.“

Diese Geschichte blieb nicht unter uns Beteiligten. Herr Becker musste sie im Lehrerzimmer weitererzählt haben, denn in den nächsten Tagen kamen andere Lehrer auf mich zu und meinten, sie hätten von meinen schauspielerischen Fähigkeiten gehört.

Mit dem Sitzkissen in die Oberstufe

Jedenfalls fing dann bald die Oberstufe an. Ein äußeres Kennzeichen unserer neuen Würde war, dass jetzt einige von uns nicht mehr auf einem bloßen Holzstuhl sitzen mochten, sondern mit einem mitgebrachten Sitzkissen zu ihrem Platz schritten. Inhaltlich ging es dann jedoch streng zur Sache. Es blieb nicht viel Zeit für nachmittägliche Hobbys. Die Hausaufgaben waren in den Hauptfächern sehr arbeitsintensiv. Niemand garantierte uns, dass wir nicht mehr als zwei Stunden an ihnen zu arbeiten hätten. Wenn wir bekennen mussten, dass wir die Aufgaben nicht vollständig erledigt hatten, wurde nachgefragt, wie viele Stunden wir uns Zeit genommen hätten. Wenn die Zeitangabe zu gering ausfiel, konnten wir uns die Antwort einhandeln: „Und wenn Sie jetzt vielleicht noch eine Stunde weitergearbeitet hätten,

würden Sie wahrscheinlich auch zu einer Lösung gekommen sein.“ Die Schultage waren also lang, aber auch interessant. Schließlich wollten wir ja die „Allgemeine Hochschulreife“ erwerben. „Gruppenarbeit“ - heute würden wir sie Teamarbeit nennen - gab es damals nur im naturwissenschaftlichen Praktikum, das einen großen Stellenwert im Unterricht hatte.

Auch in der Oberstufe wurden wir im Klassenverband unterrichtet. Unser Klassenlehrer war Herr Becker mit Mathematik und Physik. Mir gefielen diese Fächer, aber auch die meisten anderen. Im (naturwissenschaftlichen)-Zweig kam bei mir zu den Fremdsprachen Englisch und Latein freiwillig Französisch als eine dritte Fremdsprache hinzu. Sie wurde wöchentlich dreimal als „Frühstunde“ ab 7:10 Uhr unterrichtet. Die Entscheidung für oder gegen Französisch wurde uns zwar „überlassen“, aber doch etwas „nachgesteuert“. Ich hatte ohnehin vor, die Sprache zu wählen. Dennoch machte mir mein Mathematiklehrer am Ende von Klasse 10 die Auflage: „Gerhard, Du nimmst bitte Französisch“. Andere bekamen auch gesagt: „Du bleib man bei zwei Fremdsprachen.“

Fächerübergreifendes Arbeiten

Der Samstagsunterricht war schon in der Mittelstufe abgeschafft worden. Der Deutschunterricht hatte im

zwölften Schuljahr eine Ergänzung durch Literaturabende, die alle vierzehn Tage zusammen mit unserem Deutschlehrer, Herrn Dr. Morik, im Wohnkeller eines Mitschülers stattfanden. Unsere Teilnahme war verbindlich. Von unserem Deutschlehrer bekam jeder von uns die Lektüre eines klassischen oder auch modernen Romans aufgetragen.

Wir hatten dann jeweils einen dieser Abende mit der Darbietung des gelesenen Werkes und der literarischen Interpretation zu gestalten. Wir sollten uns schließlich als künftige Abiturienten in der deutschsprachigen Literatur etwas auskennen. Zum Deutschunterricht gehörte auch im dreizehnten Schuljahr, dass wir ein Theaterspiel einstudierten und auf der Bühne einer Hamburger Schule aufführten. Wir spielten „Romulus der Große“ von Dürrenmatt. Damals hatten wir weder eine eigene Theaterbühne noch das Fach „Darstellendes Spiel“.

Das Fach Deutsch war auch fachübergreifend. Eine fachliche Erörterung im Fach Biologie konnte gleichzeitig ein Aufsatz in Deutsch sein. Wir bekamen dann zwei Noten. Oder in einer Deutscharbeit wurden uns drei Themen zur Wahl vorgelegt, ein Thema konnte dann ein historisches sein, das dann auch eine Note für Geschichte nach sich zog. Überhaupt schrieben wir sehr viel mehr Arbeiten (heute würden wir Klausuren sagen) als in der Gegenwart. Für den „Ernstfall Abiklausur“ war das eine gute Übung.

Doppelte Prüfung: Vorabitur und Abitur

Irgendwann wurden wir dann „reif“. Am Ende von Klasse 12 hatten wir schon das „Vorabitur“ abgelegt mit einer Klausur in Englisch, einer Kunstausstellung mit Besuch des Oberschulrates, auf der wir unsere im letzten Jahr angefertigten Kunstwerke ausstellten wie Malerei und kunsthandwerkliche Arbeiten. Ein weiterer Teil dieser Prüfung war ein Klassengespräch über ein wirtschaftsgeographisches Thema im Fach Geographie, das von unserem Geographielehrer geleitet und von dem anwesenden Oberschulrat „abgenommen“ wurde. Das Thema hatte den Umfang des letzten Schuljahres. Jeder von uns Kandidatinnen und Kandidaten war aufgefordert, auf die Leitfragen unseres Lehrers mit einem etwas längeren Beitrag zu antworten, um unser Sachverständnis anzuzeigen. Wer sich in diese Fachdiskussion nicht selber einbrachte, wurde „vorgeführt“; denn dies war eine Gruppenprüfung. Das Klassengespräch war fordernd und anspruchsvoll, gleichzeitig aber auch eine Vorbereitung auf die mündliche Abiturprüfung ein Jahr später. Meine Vorbereitung fiel damals in die Zeit der „Großen Sturmflut in Hamburg“ (1962). Der Strom war ausgefallen. Daher saß ich zuhause an meinem Arbeitsplatz mit einer angezündeten Kerze vor einem Rasierspiegel, um meine Geographiebücher zu studieren.

Die im Vorabitur abgeschlossenen Fächer wurden im dreizehnten Schuljahr nicht mehr betrieben. Im Abitur kamen dann noch die großen Klausuren in Deutsch, Mathematik und einer Naturwissenschaft; bei mir war das die in Physik mit einem experimentellen Auftrag mit theoretischer Auswertung aus der Quantenphysik. Diese Klausuren schrieb man vor Weihnachten. Anfang Februar war dann das mündliche Abitur, denn das Schuljahr endete zu dieser Zeit noch zu Ostern. Stets wurden in einer großen Bodenvase im Sekretariat von unserer Sekretärin Forsythien gezüchtet, die am Prüfungstag mit Anwesenheit des Schulleiters und des Oberschulrates blühen sollten, um im Prüfungsraum für würdigen Schmuck zu sorgen. Natürlich waren auch wir Prüflinge festlich gekleidet. Die Prüfung bestand dann zunächst aus einem Klassengespräch über die Physik der Atomenergie und ihre friedliche Nutzung im Reaktor; Gesprächsführung durch den Klassenlehrer. Die Modalitäten waren die gleichen wie beim Klassengespräch im Vorabitur.

Daran schlossen sich die mündlichen Einzelprüfungen in Anwesenheit des Oberschulrates an. Als Kandidat wusste man bis zum letzten Augenblick nicht, wie viele mündliche Prüfungen und in welchen Fächern man haben würde. Man musste sich also rundum hervorragend vorbereiten. Die Prüfungen gingen dann bis weit in den Abend. Der Eindruck, den man im Klassengespräch hinterlassen hatte, entschied mitsamt den uns



[Gerhard Deyke als Schüler beim Fasching]

unbekannten Ergebnissen aus den Prüfungsklausuren darüber, ob man eventuell von den sich anschließenden Einzelprüfungen befreit wurde. Ansonsten bekam man jetzt seine Fächer für die mündliche Prüfung genannt. Das war ein sehr spannender Moment. Ich zählte zu den Glücklichen, die „befreit“ wurden. Oberschulrat, Schulleiter und mein Klassenlehrer, Herr Becker, gratulierten herzlich mit Handschlag und gegenseitiger Verbeugung zum bestandenen Abitur. (Das war am Abend des 6. Februar 1963.) Die einzelnen Fachnoten erfuhr man erst aus dem Abiturzeugnis, das bei der festlichen Abiturfeier in der Schule überreicht wurde.

Mein Fazit zu meinen Erinnerungen an meine Schulzeit

Manches war früher anders. Wir hatten beispielsweise einen Hausmeister mit oder ohne Hund und keinen Facility-Manager, der fernab der Schule wohnte. Wir hatten keine Computer und keine Taschenrechner, aber Logarithmentafeln und Rechenschieber. Wir lernten im Deutschunterricht der Oberstufe ein wenig (!) Althochdeutsch und Ablautreihen dieser Sprache, bedienten aber keine objekt-orientierten Computersprachen. Wir gingen ziemlich höflich miteinander um. Wir trafen uns auf

Schülerinitiative in kleiner Gruppe (Schüler mit Lehrern) am Montagmorgen vor Unterrichtsbeginn zu einer kleinen, von einer Schülerin oder einem Schüler geleiteten Andacht und Besinnung und sangen vielleicht „Geh aus mein Herz und suche Freud...“. Die Zensur „1“ gab es nur für „fehlerfreie“ oder „fast fehlerfreie“ Leistungen und nicht für 100 % bis 85 % erbrachter Leistung. Wir gingen neun Jahre auf das Gymnasium und nicht acht. Aber wir freuten uns auch damals schon über Ferientage.

Studium und Berufseinstieg

Der Schulzeit schloss sich das Studium der Mathematik und Physik an der Universität Hamburg an. Ich hatte den Wunsch, Gymnasiallehrer zu werden, am liebsten an „meiner“ Schule, dem GOA. Viele meiner Lehrer in unterschiedlichen Fächern hatten mich stark beeindruckt. Sie waren Vorbilder gewesen. Vom Elternhaus her war der Lehrerberuf durchaus auch in meinem Erfahrungskreis gewesen. Das Studium meiner Fächer war nicht einfach; es erforderte ganzen Einsatz. Aber es begeisterte auch. Besonders in Mathematik begeisterten mich meine akademischen Lehrer, welche mir Eleganz und Schönheit mathematischer Schlussweisen zu zeigen vermochten. Bücher, die neben den Vorlesungen, Übungen und Seminaren zu studieren waren, waren natürlich auch in Englisch abgefasst. Wenn sich damals allerdings Mathematiker international mitteilen

wollten, so taten sie dies in Französisch oder Russisch. Das mathematische Standardwerk *ÉLÉMENTS DE MATHÉMATIQUE* von N. BOURBAKI erschien erst gegen Ende meines Studiums in Englisch. Diesen Umstand muss mein Mathelehrer, Herr Becker, im Blick gehabt haben, als er sich von mir das Betreiben von Französisch in der Schule wünschte. Für meine Examensarbeit in Mathematik über „Unitäre Geometrien und ihre Automorphismengruppen“ forschte ich in überwiegend französisch abgefassten Arbeiten. Im Nebenfach musste man bei meinem Abschlusswunsch auch Philosophie und Pädagogik studieren und in diesen Fächern das sog. Philosophikum ablegen. Im Juni 1969 war dann das erste Staatsexamen erlangt.

Meine anschließende Referendarzeit machte ich zunächst am Gymnasium Buckhorn und im zweiten Teil am Gymnasium Oberalster. Diese Ausbildungszeit war gerade eben von zwei auf anderthalb Jahre verkürzt worden. Der Lehrermangel war schon damals sehr groß, und besonders groß in meinen Fächern Mathematik und Physik. Als Referendar hospitierte man natürlich zunächst im Unterricht seiner Anleiter, um das Kopf- und Handwerk eines Lehrers zu erlernen, nachdem man an der Universität sehr intensiv die wissenschaftlichen Grundlagen seines Faches durchschritten hatte. Erst nach einigen Wochen durfte man dann versuchsweise eine Klasse selber unterrichten und den eigenen Umgang mit jungen Ler-

nenden ausprobieren. (Manche Referendarkollegin oder mancher Kollege scheiterte da noch gewaltig, obwohl man hervorragende wissenschaftliche Leistungen mitbrachte.)

Am Gymnasium Oberalster traf ich natürlich auf meine ehemaligen Lehrerinnen und Lehrer. Es war ein freudiger Empfang, schon fast auf Augenhöhe. Ehemalige Lehrer von mir boten sich an, meine Anleiter zu werden, was mir natürlich große Freude bereitete. Meinen ehemaligen Lehrer Becker, bei dem ich neun Jahre Mathematik und sechs Jahre Physik gelernt hatte, und von dem ich weiß, dass ich bei ihm in sehr guten Händen war, hatte ich bereits am Gymnasium Buckhorn als meinen Physikfachleiter vom Studienseminar getroffen. Die Freude war auf beiden Seiten groß. Er war nun nur noch mit wenigen Stunden als Physikkollege und Fachvertreter für Physik (so war die damalige Bezeichnung) und Sammlungsleiter an der Schule tätig. Mir bot er an, neben seiner Rolle als mein Fachleiter (d. h. Ausbilder im Referendariat) in Physik auch mein schulischer Anleiter in Physik zu sein, was mir sehr gefiel. Beide Rollen wurden streng geschieden. Es wurde vor meinen Unterrichtsstunden sehr deutlich vorher festgelegt, ob er als mein Fachleiter mich anhospierte oder als mein Anleiter in die Stunde kam. Ich habe sehr viel bei ihm fachlich und auch im persönlichen Auftreten gelernt. Das Unterrichten machte mir (fast immer) Freude. Ich konnte mir in beiden Fächern Sachverhalte überlegen,

an denen am nächsten Tage junge und aufgeschlossene Menschen teilhaben konnten, denen diese Teilhabe auch Freude (jedenfalls bis zu einem gewissen Grade) bereitete. Zum zweiten Staatsexamen musste ich dann eine umfangreiche „Hausarbeit“ über einen längeren, selber durchgeführten Unterrichtsabschnitt schreiben. Dazu kamen in jedem Fach eine sog. Lehrprobe, einmal in der Mittelstufe, einmal in der Oberstufe, einmal vor bekannter Klasse und einmal vor unbekannter Klasse. Letztere war in einer fremden Schule, die man an zwei Tagen zuvor durch Hospitation bei Kolleginnen und Kollegen in anderen Fächern „schon einmal sehen“ durfte, bevor man diese Gruppe in seinem Fach unterrichten musste, um nachzuweisen, dass man auch mit unbekanntem Schülern unterrichtlich zurecht kam. Im März 1971 schloss ich meine Referendarzeit ab.

Wie gelang es, an das GOA zu kommen?

Nach beiden Examina bewarb ich mich um die Anstellung an einer Schule. Mein Wunsch war das Gymnasium Oberalster. Die Behörde meinte es anders; sie wollte mich an einer Gesamtschule sehen. Der damalige Schulleiter des GOAs, Herr Dr. Diehn, kämpfte für mich. Eine Planstelle am GOA war vakant. Schließlich „drohte“ ich der Behörde, ins „Ausland“ zu gehen, wenn man auf meinen Wunsch nicht eingehen würde. Das „Ausland“ war für mich

Schleswig-Holstein. Inzwischen hatte ich geheiratet und wohnte dort nahe der Stadtgrenze. Schlussendlich durfte ich am GOA arbeiten.

Als ich mich als der „Neue“ im Sekretariat der Schule zeigte, kam sofort Herr Dr. Diehn auf mich zu und fragte erwartungsvoll nach dem Ergebnis meines zweiten Examens. „summa cum laude“ stellte ihn sichtlich zufrieden und bestätigte offenbar seine Erwartung. Er gratulierte mir herzlich. Leider verließ er wenige Tage später das GOA, weil er einem Ruf nach Celle folgte. Unser neuer Schulleiter wurde Herr Dr. Ansorge. Auch er war eine Persönlichkeit. Er hatte schon von meiner Vita gehört. Zum Start übertrug er mir gleich die Klassenleitung einer siebten Klasse und einen „Leistungskurs Physik“ in der Oberstufe. Leistungs- und Grundkurse waren eine Grundidee der neu gestalteten Oberstufe. Leistungskurse hatten damals sechs Wochenstunden. Es ging also gleich voll zur Sache. Nach einigen Wochen bekam ich auch gleich einen Referendar zur Betreuung an die Seite mit der Bemerkung meines neuen Schulleiters: „Früher ist uns geholfen worden, nun müssen wir auch anderen helfen.“

Das Schulleben als Lehrer nahm also seinen Lauf. Nach wenigen Monaten wurde ich auch schon zum Studienrat durchgestuft. Elternabende, Wandertage und Klassenreise waren Zugaben zum Alltag. Herr Becker und ich wurden Kollegen. Er hatte eine

Tochter, Gesine, und einen Sohn, Christoph, der etwas jünger als Gesine war. Gesine war bei mir in der Oberstufe im Leistungskurs Physik, und machte ein hervorragendes Abitur im Fach. Christoph lernte ich in Klasse 10 kennen. Mein Schulleiter hatte dort zu Beginn des zehnten Schuljahres einen Fachlehrerwechsel in Mathe vorgenommen. Die Klasse galt als schwierig. Christoph hat mir später von seiner ersten Mathematikstunde bei mir erzählt. „Sie kamen zu uns herein, sahen sich um, schienen uns fast zu kennen. Und dann ging es auch gleich mit Mathe los.“ Später besuchte er auch meinen Leistungskurs Physik und schloss sich in seinen Abiturleistungen seiner Schwester an.

Informatik – ein neues Fach wird etabliert

Vor etwa dreißig Jahren wurde mir klar, dass wir das Fach Informatik in die Schule holen mussten. Einen Beitrag zur technischen Informatik leistete ich schon länger im Physikunterricht der Oberstufe bei dem Thema Halbleiterphysik, wenn ich mit Schülerinnen und Schülern mit Bausteinsystemen Halb- und Volladdierer baute, Speicherregister und Schieberegister konstruierte, den Core eines Computers entwarf und wir diese Dinge so konfigurierten, dass sie kleine „Aufgaben“ automatisch erledigen konnten. Aber nun brauchten wir eine elektronische Rechenmaschine, einen „richtigen Computer“. Ich träumte von einer WANG 2200 S. Die Kosten be-



[Heute ein Museumsstück: der Commodore CBM 3032 im Computer-Museum des Fachbereichs Informatik der Universität Hamburg. Vielen Dank an Prof. Dr. Oberquelle für das Foto]

trugen etwa 20.000 DM. Herrn Dr. Ansorge unterbreitete ich meine Vorstellungen. Er fand sie ausgesprochen gut und beauftragte mich mit der Umsetzung des Gedankens. Also mussten Geld beschafft und Anträge bei der Behörde gestellt werden. Ich bekam es mit einer Abteilung zu tun, die für schulische Belange, aber auch für die Müllbeseitigung in Hamburg zuständig war. Mein Anliegen wurde nicht verstanden. Ich wollte

mit Schülern ein (kleines) Problem in eine Form transformieren, dass es von einer Maschine gelöst werden konnte. Wir wollten also die Kunst der Programmierung erlernen. Die Antwort, die ich bekam, lautete: „Das tun Sie doch dann ein einziges Mal und dann existiert das Programm für alle Zukunft; und was wollen Sie dann tun?“ Schließlich wurde mir jedoch ein größerer Geldbetrag zur Verfügung gestellt. Ich konnte drei Commodore

CBM-Rechner anschaffen. Ein neues Fach war eingeführt: Informatik (in der Oberstufe). Ich wurde zum Fachleiter für Informatik bestellt. (Anmerkung: eine tolle Erfahrung, dass die Fachkonferenzbeschlüsse auf natürlichem Wege alle „einstimmig“ ausfielen.)

Unsere Schüler waren sehr interessiert und wählten das Fach. Anfangs fand der Unterricht im Physikraum statt. Die wenigen Rechner wurden zu Stundenbeginn aus dem Schrank geholt und hinterher wieder dort verwahrt. Wir entwickelten uns. Der Schulverein gab uns auch Geld. Ich konnte einen weiteren Commodore Rechner anschaffen. Das neue Modell war jedoch nicht „abwärtskompatibel“. Das war damals noch kein Standard.

Der Gedanke von diesem neuen Schulfach lag offenbar in der Luft. Es gab noch eine Handvoll Hamburger Kollegen, die ebenfalls an der Einführung des neuen Faches arbeiteten. Wir tauschten uns nachmittags in den unterschiedlichen Schulen aus und planten weitere Schritte für die Entwicklung des Faches. Das Schulzentrum Süderelbe konnte ein 5-Platz-System von NORSK-DATA DIETZ abtreten (also einen Großrechner). Den wollte ich haben und bekam ihn auch. Dazu benötigten wir aber einen eigenen Raum. In der Schule schafften wir daher das Sprachlabor – bei Schülerinnen und Schülern damals eine ungeliebte „Folterkammer“ – ab, da sie nicht mehr zeitgemäß war. Der Raum wurde unser neues Rechenzen-

trum. Die Zentraleinheit des Rechners war ein Riesenschrank, für den wir höchste Staubfreiheit des Raumes garantieren mussten. Eigentlich durften wir für Unterricht diesen Raum gar nicht betreten, weil wir ja atmen mussten und auch (etwas) Staub verbreiteten. Wir betraten ihn dennoch, lernten tüchtig angewandte und theoretische Informatik, machten uns mit Datenschutz und verschiedenen Computersprachen sowie mit „formalen“ Sprachen vertraut, erlernten auch die Ansteuerung eines Plotters für unsere Grafikaufgaben.

Am Tag der offenen Tür spielten wir „ELIZA“ und beeindruckten junge Leute, die zu uns kommen wollten. „ELIZA“ schrieb man als Beratungsprogramm für persönliche psychologische Problemfälle. Dem zu Beratenden wurden am Computer Fragen gestellt, die er frei beantworten musste. Der Computer beantwortete diese und stellte weitere Fragen. Der Ratsuchende wusste jedoch nicht, dass ein Computer-programm auf bestimmte Reizworte die Antworten und weiteren Fragen generierte. Der Mensch vor dem Computer glaubte, ein sehr persönliches Gespräch mit einem menschlichen Psychologen zu führen. Wenn das Spiel gut lief, wurde der Dialog so intim, dass der Patient weitere Anwesende bat, ihn im Raum allein zu lassen.

Einher ging, dass wir wenigen Hamburger Informatiklehrer uns qualifizieren mussten. Wir Kolleginnen und Kollegen wurden freitags ganztätig vom Unterricht freigestellt, um Infor-

matik zu lernen. Nach erfolgreicher Absolvierung des Jahresseminars waren wir offiziell berechtigt, an unseren Schulen junge Leute in der Oberstufe in Informatik zu unterrichten und auch zur Abnahme einer mündlichen Abiturprüfung im Fach. Das setzten wir am GOA um bei großem Interesse auf Seiten unserer Schülerinnen und Schüler. Damals hatte noch nicht jeder einen eigenen PC zu einem unglaublich günstigen Preis auf seinem Schreibtisch stehen. Da musste man schon das Fach Informatik in der Schule wählen. Interessant war, dass wir Informatiker der Gründungszeit alle Mathematiker waren. Der Anstoß kam von uns, verständlich, denn (theoretische) Informatik und Mathematik sind beide „Strukturwissenschaften“. Jetzt wurde ich Mitautor eines Schulbuches: Mein Kollege Becker bat mich, für das Schulbuch „Teilchenbahnen – programmiert berechnet“ den Teil zu schreiben, der die Lösungen in PASCAL anbot. Diese ehrenvolle Aufgabe übernahm ich natürlich sehr gerne, so dass ich Mitautor wurde.



[Gerhard Deyke, Bewerbungsfoto]

Modellversuch „Lebenslanges Lernen“ und das Schulfach „TheoPrax“

Im April 2000 legte die Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung (BLK) das Modellversuchsprogramm „Lebenslanges Lernen“ (LLL) auf. Es sollten innovative Projekte erprobt werden,

welche einen Wandel in der Lernkultur herbeiführen könnten und den dafür nötigen Prozess der Neuorientierung unseres Bildungssystems unterstützten. Einige wenige Hamburger Schulen wurden zur Bewerbung um die Mitarbeit im Modellversuch aufgefordert. Unsere damalige Schulleiterin, Frau Neumann-Roedenbeck, beauftragte mich, die Bewerbung für den Modellversuch durchzuführen. Es fehlte nur noch eine Projektidee: Der Vorsitzende der VDMA, Herr Dr. Mutschler, erzählte mir von der SPURT-Idee des Herrn Prof. Pfüller an der Uni Rostock. Schüler Projekte Um Roboter-Technik (eben SPURT). Mir, dem Verantwortlichen für die Bewerbung, erschien diese Projektidee äußerst facettenreich; sie gab fast beliebigen Spielraum für eigenverantwortete kreative Ausgestaltung. Mit dieser Bewerbung gab uns die BBS Hamburg den Zuschlag. Von da an war ich der SPURT-Projektleiter am GOA. Das Projekt kam bei unseren GOAern der Oberstufe sehr gut an und fand großen Zulauf. Die Schülerinnen und Schüler erhielten bei ihrer Teilnahme wahlweise eine Note im Fach Physik oder Informatik. Unser technischer Schwerpunkt lag auf der Entwicklung der Programmierung der Controller-Steuerung. Unser Schwerpunkt im SNB-Modellversuch lag indes auf der Erforschung der optimalen Bedingungen für das selbstgesteuerte Lernen. Die Rolle des Lehrers musste neu definiert werden. Wir meinten, er musste zum „Lernbegleiter“ werden. Ein Hauptproblem war dabei die Be-

urteilung der Schülerleistung bei Prozessen, welche der Lehrer gar nicht selber miterlebte. Unsere Lösung für das Problem war die Einführung eines (höchst speziellen) Portfolios mit einem dazugehörigen „Lernvertrag“. Diese Ergebnisse haben wir ausführlich in verschiedenen Dokumentationen dargestellt. (Sie können hier natürlich nicht besprochen werden.) Nach Abschluss dieses Schulprojektes machten wir die Erfahrung, dass unsere jungen Leute mit großer Begeisterung und tollen Noten an dem Versuch teilgenommen hatten. Es war bedauerlich, dass die SNB-Zeit schon beendet war. Daher kam in unserem Leitungsteam der Schule die Idee auf, ein neues Schulfach einzuführen, das wir TheoPrax nannten und für das ich zuständig wurde. In TheoPrax (in der Oberstufe) bearbeiteten wir kleinere technisch-wissenschaftliche Projekte (sog. Schubladenprojekte), die wir von Unternehmen als unseren Auftraggebern erhielten. Alle unsere Erfahrungen aus dem Modellversuch mussten wir einbringen. Die Krönung unserer Bemühungen war dann stets die Präsentation unserer Problemlösung vor dem Auftraggeber in seinem Unternehmen. Der formgerechte Auftritt im Team war natürlich sehr aufregend für unsere jungen Leute, aber sorgte auch für große Befriedigung, wenn von Unternehmerseite die Lösung für gut befunden wurde. Um ein Beispiel zu nennen: Einmal bekamen wir den Auftrag, für ein geplantes Science-Center in Hamburg ein inhaltliches Konzept zu entwickeln.

Die TheoPrax-Zeit am GOA beflügelte unsere Schüler sehr.

Leider endete sie jedoch sehr abrupt durch den politischen Beschluss, die gymnasiale Schulzeit auf zwölf Schuljahre zu begrenzen. Danach hatte kein Schüler mehr Zeit, sich um interessante Extras neben allem Pflichtunterricht zu kümmern.

Schlussbemerkung

Das Gymnasium Oberalster war schon immer eine gute Schule gewesen, die sich durch eine freundliche Lernatmosphäre und ein breit aufgestelltes Bildungsangebot auszeichnet. Sie erfüllt die zeitgemäßen Anforderungen der Zeit. Ihre Schulleiter, sie waren meist männlich, waren Persönlichkeiten, die Weitblick und Führungsqualitäten aufwiesen. Das gilt auch für den gegenwärtigen Schulleiter, Herrn Dr. Widmann, der die Schule in Pandemiezeiten umsichtig und sicher führt bei beachtlich vielschichtiger Kommunikation mit den Schülern und ihren Eltern. Unsere Schülerinnen und Schüler sind offen, lernfreudig und umgänglich. Wir bemühen uns, sie zu selbstverantwortlichen jungen Erwachsenen zu bilden, die ihr Lernen ein gutes Stück selber in die Hand nehmen und mit Rücksichtnahme und Zuwendung ihren Mitlernenden begegnen. Meine Enkelin Clara durfte bei der



[Bei der Verleihung der Abiturzeugnisse, 2021]

Wahl ihrer weiterführenden Schule mitentscheiden. Sie wählte das GOA, nachdem sie sich in mehreren in Frage kommenden Schulen umgesehen hatte. Sie ist nun schon seit einigen Jahren auf dem GOA und fühlt sich hier sehr wohl. Ihr Bruder Claus, der sich für sein Alter ziemlich kritisch verhält, will ebenfalls ins GOA eingeschult werden. In den nächsten Tagen hat er mit seinen Eltern das Einschulungsgespräch bei Herrn Dr. Widmann. Persönlich wünsche ich der Schule ein stetiges Weiterschreiten in ruhiger werdenden Zeiten auf ihrem bisherigen Weg, interessierte und freundliche Schülerinnen und Schüler sowie kompetente Kolleginnen und Kollegen, welche den jungen Leuten zugewandt mit Freude ihren schönen, aber auch sehr herausfordernden Anforderungen gerecht werden können.